

„In den Fußspuren Jesu gehen“ – das klingt erstmal schön. Fast ein bisschen romantisch. So wie ein Spaziergang am Strand bei Sonnenuntergang.

Wenn ich ehrlich bin: Manchmal wünsche ich mir ja den Glauben genauso – ohne Kratzer. Ohne Widerstand. Ohne Verletzungen.

So ein bisschen wie eine gute Versicherung (wir Deutschen haben die meisten Versicherungen im Weltvergleich): Beitrag zahlen, Schutz genießen – und bitte keine Unannehmlichkeiten.

Und dann lesen wir diesen Text.

„Dazu seid ihr berufen...“ – schreibt Petrus.

Und man denkt: Oh, jetzt kommt was Schönes.

Berufen – das klingt nach Sinn, nach Würde, nach einem Plan für mein Leben.

Und dann geht's weiter: „...weil auch Christus für euch gelitten hat.“

Danke, Petrus. Das war jetzt nicht ganz das, was ich hören wollte. Aber wenn wir die Bibel lesen, dann redet sie mir nie nach dem Mund, sondern redet vom echten Leben.

Petrus macht keine falschen Versprechungen.

Er sagt: Christsein ist kein Wellness.

Es ist eher wie eine Wanderung – mit Höhen, aber auch mit steinigem Wegen.

Ich weiß noch vor zwei Jahren, Oktober 24 in Schottland, mit 3 Freunden. In den Highlands auf einmal Schneesturm, ich habe meinen Freund Hadi vor mir nicht mehr gesehen, aber seine Spuren, grad so mit Mühe und Not.

Genau dieses Bild nimmt der Petrus auf: „Christus hat euch ein Beispiel hinterlassen, damit ihr seinen Fußspuren nachfolgt.“

Und dann beschreibt er diesen Weg – und der ist alles andere als leichtfüßig:

Nicht zurückschlagen, wenn ich verletzt werde.

Nicht bitter werden, wenn es ungerecht zugeht.

Vertrauen, auch wenn es weh tut.

Wenn ich ehrlich bin, denke ich da schnell: Jesus, deine Schritte sind eine Nummer zu groß für mich, denn mein Herz tickt so anders – Zurückschlagen (nicht offensichtlich, aber schon dem anderen ein Wort reindrücken, das sitzt), bitter heimzahlen und nur noch auf Nummer sicher gehen, bloß keinem mehr vertrauen – so laufe ich oft in meinen Spuren.

Aber genau da wird der Glaube an Jesus spannend, weil Jesus so anders ist.  
Nachfolge heißt nicht: Ich kann das perfekt.  
Sondern: Ich gehe los – und stolpere ihm notfalls hinterher.

Wir haben vorhin Ute Adelman gehört. Ihre Worte waren so ehrlich, dass man fast erleichtert aufatmet.

Sie sagt: Wenn es ihr schlecht geht, wenn Angst kommt, Verzweiflung – dann ringt sie mit Jesus. Fragt ihn: „Was soll das alles? Warum greifst du nicht ein?“

Das ist Echt-Glauben.

Denn in den Fußspuren Jesu gehen heißt nicht, geschniegelt durch das Leben zu laufen und innerlich immer „Halleluja“ zu summen.

Es heißt: mit Jesus im Gespräch bleiben.

Und dann kommt bei ihr dieser erstaunliche zweite Schritt:

Sie erinnert sich daran, was Ärzte sagen.

Dass ihre Therapie gut anschlägt.

Dass es ihr – gemessen an allem – erstaunlich gut geht.

Und plötzlich ist da Dankbarkeit.

Und sie sagt: „Jesus trägt mich, da bin ich sicher.“

Das ist diese Bewegung des Glaubens:

Vom Fragen zur Dankbarkeit – nicht, weil alles leicht ist, sondern weil Jesus da ist, einer, der mir zur Seite steht.

Ein Freund erzählte mir neulich, wie er als Kind mit seinem Vater im Wald unterwegs war. Es hatte geregnet, der Weg war matschig. Der Vater sagte:

„Tritt genau in meine Fußspuren, dann bleibst du sauberer.“

Der Junge versuchte es. Mal klappte es, mal nicht. Irgendwann war er genervt, rief: „Papa, deine Schritte sind viel zu groß!“

Da drehte sich der Vater um, lächelte – und sagte: „Dann komm her.“

Und setzte den Jungen einfach auf seine Schultern.

Das ist vielleicht das schönste Missverständnis unseres Glaubens:

Gläubige Menschen denken oft, sie müssten perfekt in Jesu Fußspuren treten.

Und Jesus sagt: „Ja, geh los. Versuch es. Aber wenn du merkst, es geht nicht – dann trag ich dich.“

Und das übrigens nicht nur an den sonnigen Strandtagen. Das wäre bitter, wenn wir Jesus so sähen. Denn er ist so anders.

Der Petrusbrief beschreibt Jesus so:

Er hat nicht zurückgeschlagen, als man ihn beleidigte.

Er hat nicht gedroht, als er litt.

Er hat sich Gott anvertraut.

Und – das ist der entscheidende Satz –:

„Durch seine Wunden seid ihr heil geworden.“

Lied 2. Strophe „Nun danket alle Gott“ von G. Schöne (Combo)

O Gott, mein großes Glück, Dein Lieben hat kein Ende.

Du hältst mich nicht zurück, wenn ich mich von Dir wende.

Doch wenn ich ausgebrannt, verzweifelt schrei nach Dir,

kommst Du mir nachgerannt und heilst die Wunden mir.

Jesu Spur endet nicht im Leid.

Sie führt durch das Leid hindurch – hinein ins Leben.

Und genau deshalb ist diese Spur eine Hoffnungsspur für alle, die jetzt leiden.

Es sind keine Worte zur Ermutigung: Hej, Leiden ist super! Keine Worte zum olympischen Quälen im Namen Gottes.

Wir würden den Gott der Bibel völlig missverstehen, wollten eigenes Leiden oder das anderer für gutheißen.

Es ist ein Wort für Gebrochene und Strauchelnde, für Sehnsüchtige und Wackelkandidaten – für alle, die unsicher unterwegs sind.

Es ist eine Spur, die zeigt: Jesus ist diesen Weg selbst gegangen und geht ihn uns voraus.

In den Fußspuren Jesu gehen heißt nicht:

Ich muss immer stark sein.

Sondern: Ich darf schwach sein – und gehalten.

Es heißt nicht: Ich habe immer Antworten.

Sondern: Ich bleibe mit ihm im Gespräch – auch mit Fragen.

Es heißt nicht: Ich schaffe das schon.

Sondern: Er trägt mich.

Vielleicht sitzen Sie gerade zu Hause und denken:

„Das klingt schön – aber mein Leben fühlt sich gerade ganz anders an.“

Vielleicht ist da Angst.

Vielleicht Krankheit.

Vielleicht Enttäuschung.

Vielleicht eine Frage, auf die Sie keine Antwort finden.

Dann hören Sie diesen Satz einmal ganz persönlich: „Manchmal irre ich umher, weiß den Weg nicht.“; und dann antwortet der Petrus: „Ihr seid nun zurückgekehrt zu dem Hirten und Hüter eurer Seelen.“

Unsere Hoffnung hängt nicht daran, wie gut wir in seinen Fußspuren bleiben. Sondern daran, dass er den Weg für uns gegangen ist.

Und dass er uns findet – auch dann, wenn wir querfeldein unterwegs sind, wenn wir uns verirren.

Und manchmal merken wir das ganz unspektakulär.  
Nicht mit Pauken und Trompeten, sondern leise:  
in einem Moment der Dankbarkeit,  
in einem guten Satz,  
in einem inneren Frieden, der plötzlich da ist.

Vielleicht ist das heute eine Spur: Ein kleiner, aber ehrlicher Glaubensschritt.  
Ein Gebet wie: „Jesus, ich verstehe dich nicht. Aber ich gehe auch dieses Stück mit dir.“

Oder – wenn selbst das zu viel ist –: „Bitte trag mich.“

Jesus ist kein strenger Trainer, der am Spielfeldrand steht und ruft: „Reiß dich zusammen!“

Jesus ist eher der Typ „Spielertrainer“ – der, der mit auf dem Feld steht, hinter seinem Team und uns vor den Angriffen, die kommen, verteidigt.

Und dann auf dem Platz zu seinem Team rennt und sagt: „Komm, den Rest machen wir zusammen.“

Hirte unserer Seele, so nennt Petrus Jesus, ein Spitzname, könnte man sagen – und in diesem Spitznamen spitzt sich das ganze Evangelium zu.

Der Hirte trägt das Schaf ja, wenn es drauf ankommt, die ganze Nacht hindurch. Schrammt sich Arme und Beine an den Dornen und Disteln im Gestrüpp auf.

Und der Tod Jesu, seine Wunden, zeigen es, dass Gott keine Last zu groß ist. Weil das doch eh eine Aufgabe ist, die für Menschen zu schwer und nur von Gott zu erledigen ist. Aber das macht er. Er gibt sich hin bis in den Tod. Und bezwingt den Tod für immer.

Und deshalb hört Gott bis heute nicht auf, durch die Welt zu laufen.

Menschen zu suchen und nach Hause zu tragen.

Und irgendwann ganz nach Hause in seine Ewigkeit.

Damit auch Sie, damit auch wir dabei sind, wenn Gottes großes Fest beginnt.

Amen.